

JILL ALEXANDER ESSBAUM  
**HAUSFRAU**

Roman

**BASTEI ENTERTAINMENT** 

# Inhalt

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

September

1

2

3

4

5

6

7

8

Oktober

9

10

11

12

13

14

15

16

17

November

18

19

20

21

22

23

24

Danksagung

# Über dieses Buch

Anna Benz, eine Amerikanerin Ende Dreißig, lebt mit ihrem Schweizer Ehemann Bruno und ihren drei jungen Kindern in einem Postkarten-Vorort Zürichs. Von außen betrachtet lebt sie ein komfortables, abgesichertes Leben; im Inneren bricht sie auseinander. Immer weniger verbindet sie mit ihrem Mann, vor allem aber ist Anna sich selbst fremd geworden. Sie versucht aus diesem Trott auszubrechen, besucht einen Deutschkurs, geht zur Psychoanalyse und schläft mit anderen Männern. Diese Affären geht sie mit einer überraschenden Leichtigkeit ein.

Schwer fällt es Anna, die Affären wieder zu beenden. Das Netz der Lügen, die ihr Doppelleben schützen, wird immer undurchdringlicher, die Spannungen wachsen. Anna steuert auf einen Abgrund zu.

Jill Alexander Essbaums Debütroman ist präzise wie ein Schweizer Armeemesser und von einzigartiger Intensität und Sprachgewalt. Er erzählt eine Geschichte von Ehe und Liebe, Treue und Sex, Schuld und Scham und was das eigene Selbst ausmacht.

Mit Anna Benz hat die Autorin eine elektrisierende Protagonistin geschaffen, deren Leidenschaften den Leser auf sich selbst zurückwerfen. Annas Geschichte zeigt, wie wir uns selbst erschaffen und wieder verlieren und die manches Mal katastrophalen Entscheidungen, die wir treffen, um uns wiederzufinden.

»Hausfrau« wird sich in das Gedächtnis der Leser einbrennen.

# Über die Autorin

Jill Alexander Essbaum hat mehrere Gedichtbände verfasst und an Lyrikanthologien mitgewirkt. Sie lebt und schreibt in Austin, Texas.

JILL  
ALEXANDER  
ESSBAUM

# HAUSFRAU

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Eva Bonné

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieses Buch ist ein fiktives Werk. Namen, Figuren, Orte, Begebenheiten und Ereignisse entstammen entweder der Phantasie der Autorin oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Personen, lebend oder tot, mit realen Handlungen und Schauplätzen sind rein zufällig.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»Hausfrau«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2015 by Jill Alexander Essbaum  
This translation is published by arrangement with Random House, a division of  
Random House LLC

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Lektorat: Dominique Pleimling  
Titelillustration: © plainpicture/Mihaela Ninic  
Titelgestaltung: Massimo Peter  
E-Book-Produktion: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7325-1319-2

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)  
[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Für meinen Vater Jim Schulz  
1942-1999

Trittst im Morgenrot daher,  
Seh' ich dich im Strahlenmeer,  
Dich, du Hoherhabener, Herrlicher!  
Wenn der Alpenfirn sich rötet,  
Betet, freie Schweizer, betet!  
Eure fromme Seele ahnt  
Eure fromme Seele ahnt  
Gott im hehren Vaterland,  
Gott, den Herrn, im hehren Vaterland.  
- *Schweizerpsalm*

Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen  
Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik der Sprache  
aufzufinden.  
- *Ludwig Wittgenstein*

Ein Mensch, der nicht durch die Hölle seiner  
Leidenschaften gegangen ist, hat sie auch nie überwunden.  
- *Carl Gustav Jung*

Die Liebe ist ein Feuer. Aber ob sie deinen Kamin wärmen  
oder dein Haus abbrennen wird, kann man nie wissen.  
- *Joan Crawford*

**SEPTEMBER**

# 1

Anna war eine gute Ehefrau. Meistens.

Es war Nachmittag, und der Zug, in dem sie saß, zitterte kurz, glitt durch die Kurve und fuhr in den Bahnhof von Dietlikon ein, um vierunddreißig nach, wie immer. Es ist kein Gerücht, sondern eine Tatsache: Die Schweizer Bahn ist pünktlich. Die S8 startet in Pfäffikon, einer Kleinstadt rund dreißig Kilometer entfernt. Von Pfäffikon aus winden sich die Gleise am Zürichsee entlang, durch Horgen am Westufer, durch Thalwil, durch Kilchberg. Kleine Städte, in denen kleine Leben gelebt werden. Hinter Pfäffikon hielt die Bahn sechzehn Mal, bevor sie Dietlikon erreichte, die kleine Stadt, in der Anna ihr kleines Leben lebte. So kam es, dass ein gewöhnlicher Zugfahrplan Annas Tagesablauf regulierte. Der Dietliker Bus fuhr nicht bis in die Stadt. Taxis waren teuer und umständlich. Zwar besaß die Familie Benz ein Auto, doch konnte Anna es nicht fahren. Sie hatte keinen Führerschein.

Ihre Welt war eng begrenzt durch die Ankunft und Abfahrt von Zügen, durch die Bereitschaft von Annas Mann Bruno oder Annas Schwiegermutter Ursula, sie an jene Orte zu bringen, die sich per Bus nicht erreichen ließen, und durch die Ausdauer ihrer Beine und die Strecken, die diese zurücklegen konnten; nur selten so weit, wie Anna es sich gewünscht hätte.

Doch die Schweizer Bahn ist tatsächlich pünktlich, und so kam Anna trotz kleiner Unannehmlichkeiten zurecht. Sie fuhr gern mit dem Zug; auf sie hatte die schwankende Vorwärtsbewegung eine einschläfernde, tröstliche Wirkung.

Edith Hammer, eine Zugewanderte wie Anna, hatte ihr einmal erzählt, die Schweizer Bahn verspäte sich höchstens

aus einem Grund.

»Wenn jemand sich davorwirft.«

Frau Doktor Messerli fragte Anna, ob sie jemals an Selbstmord gedacht oder einen Selbstmordversuch unternommen habe. »Ja«, lautete Annas Antwort auf die erste Frage. Auf die zweite: »Definieren Sie ›Versuch‹.«

Doktor Messerli war blond, zierlich und unbestimmbaren, doch fortgeschrittenen Alters. Sie empfing ihre Patienten in einer Praxis in der Trittligasse, einer schmalen, wenig befahrenen Kopfsteinpflasterstraße westlich des Zürcher Kunsthauses. Sie hatte in Amerika klinische Psychiatrie studiert und dann am Jung-Institut in Küsnacht, einer Gemeinde gut sieben Kilometer vor Zürich, eine Ausbildung zur Analytikerin gemacht. Doktor Messerli war gebürtige Schweizerin, sprach jedoch ein mustergültiges Englisch, wenn auch mit schwerem Akzent. Ihr *th* kam als *s* daher, und ihre Vokale waren so offen und langgezogen wie Brückenbögen: *Wot duuu juuu sink, Anna?*, fragte sie gern (meistens dann, wenn Anna am wenigsten bereit war, ehrlich zu antworten).

In einem Werbespot für eine bekannte Sprachenschule weist ein Marineoffizier den neuen Bordfunker ein. Der Funker bezieht seinen Posten, und Sekunden später fängt der Transmitter zu rauschen an. »Mayday, Mayday«, tönt eine eindeutig amerikanische Stimme aus dem Lautsprecher, »can you hear us? We are sinking! We are sinking!« Der Funker überlegt, beugt sich vor und spricht freundlich ins Mikrofon: »Dis is de Dschörmen Küstenwache. Wot are juuu *sinking* about?«

In dem Fall zuckte Anna, ausnahmslos faul, mit den Schultern und sagte, was ihr einzig sagenswert erschien: »Ich weiß es nicht.«

Obwohl sie es natürlich fast immer wusste.

Der Nachmittag war regnerisch. Das Schweizer Wetter ist unbeständig, im Kanton Zürich aber selten extrem, schon

gar nicht im September. Und es war September, denn Annas Söhne gingen längst wieder zur Schule. Vom Bahnhof aus legte Anna langsam und schuldbeladen den letzten halben Kilometer auf Dietlikons Hauptstraße zurück und verharrte vor jedem Schaufenster, um kleine Verzögerungen herauszuschlagen. Die postkoitale Euphorie war verfliegen, und Anna blieben nur die Zügel des Ennui, schlaff in ihrer Hand. Das Gefühl war ihr nicht neu. Sie spürte es oft, eine stumpfe Mattigkeit, die sich zog und dehnte. Die reduzierten Brillen in der Auslage des Augenoptikers ödeten sie an. Die Pyramide aus homöopathischen Heilmitteln im Schaufenster der Apotheke entlockte ihr nur ein Gähnen. Die Schütte vor dem SPAR, gefüllt mit Handtüchern im Ausverkauf, langweilte sie praktisch zu Tode.

Die Langeweile half Anna durch die Tage, so wie die S-Bahnen.

*Ist das wahr?*, dachte Anna. *Das kann nicht die ganze Wahrheit sein.* War es auch nicht. Noch vor einer Stunde hatte Anna nackt, nass und offen auf einem Bett in einer fremden Wohnung im Zürcher Niederdorf gelegen, vier Stockwerke über den gewundenen Gassen und den Bruchsteinmauern der Altstadt, wo in Kebab-Buden Döner gefüllt und Spieße in Fonduetöpfe gesteckt wurden.

*Was immer ich an Scham besaß, ist weg*, dachte sie.

»Gibt es einen Unterschied zwischen Scham und Schuld?«.

»Scham ist psychische Erpressung«, antwortete Doktor Messerli. »Scham lügt. Flößt man einer Frau Schamgefühle ein, wird sie sich im Grunde ihres Wesens verkehrt fühlen, von Grund auf verdorben. Sie wird an nichts mehr glauben als an das eigene Scheitern. Und niemand wird sie je davon abbringen.«

Es war schon fast drei Uhr, als Anna die Schule ihrer Söhne erreichte. Die Primarschule Dorf stand an der Ostseite des

Marktplatzes, zwischen der Stadtbücherei und dem dreihundert Jahre alten Gemeindehaus. Einen Monat zuvor, am Nationalfeiertag, hatten sich die Bürger der Stadt auf dem Platz gedrängt, Würstchen gegessen und wie volltrunken zur Volksmusik geschunkelt, während der Himmel über ihren Köpfen von Feuerwerk erleuchtet worden war. Wenn Armeemanöver stattfanden, parkten die Soldaten ihre Nachschublaster lässig schräg vor dem Brunnen auf der Platzmitte. An Sommertagen planschten hier nackte Kinder, deren Mütter auf den Bänken saßen und Bücher lasen oder Joghurt löffelten. Bruno hatte seinen Wehrdienst schon vor Jahren abgeleistet. Aus jener Zeit war ihm nicht viel mehr geblieben als ein Sturmgewehr im Keller. Anna hingegen machte sich nichts aus Büchern, und wenn ihre Söhne schwimmen wollten, ging sie mit ihnen ins Stadtbad.

An diesem Tag war auf dem Platz nicht viel los. Vor der Bücherei standen drei Frauen und plauderten. Eine hatte einen Kinderwagen dabei, an der Leine der zweiten hechelte ein Deutscher Schäferhund, die dritte stand mit leeren Händen da. Mütter, die auf ihre Schulkinder warteten, alle um die zehn Jahre jünger als Anna. Sie wirkten milchig und drall, wo Anna sich verschrumpelt und eingesunken fühlte. Sie strahlten, fand Anna, eine leuchtende Gelassenheit aus, eine entspannte Haltung, ein einheimisches Glühen.

Anna fühlte sich selten wohl in ihrer Haut. *Ich bin verhärrt und siebenunddreißig*, dachte sie. *Ich bin die Summe meiner Tics*. Eine der Mütter winkte und lächelte sie freundlich, wenn auch unverbindlich an.

Sie hatte den Fremden im Deutschkurs kennengelernt. *Aber Anna*, erinnerte sie sich, *du hattest seinen Schwanz im Mund. Eigentlich ist er gar kein Fremder mehr*. War er auch nicht. Er war Archie Sutherland, Schotte, zugewandert und Sprachenschüler wie Anna. *Anna Benz*,

*Sprachenschülerin.* Doktor Messerli hatte sie ermutigt, sich zum Deutschkurs anzumelden (Bruno wiederum hatte, gnadenloser Bumerang der Ironie, darauf bestanden, dass sie eine Psychotherapie anfing: *Ich habe genug von deinem verdammtten Elend, Anna*, hatte er gesagt, *geh und lass dich in Ordnung bringen*). Doktor Messerli überreichte Anna das Kursprogramm mit den Worten: »Es ist für Sie an der Zeit, sich auf eine neue Flugbahn zu begeben und umfassender am Leben ringsum teilzunehmen.« In ihrer affektierten Ausdrucksweise klang die Analytikerin herablassend, aber sie hatte Recht. Es war an der Zeit. Es war überfällig.

Am Ende jener Sitzung, nach weiteren Spitzfindigkeiten und Überredungsversuchen, erklärte Anna sich bereit, sich zum Anfängerkurs Deutsch in der Klubschule Migros anzumelden. Zu dem Kurs, den sie hätte besuchen sollen, als sie neun Jahre früher in die Schweiz gekommen war, ohne Sprachkenntnisse, ohne Freunde und an ihrem Schicksal verzweifelnd, damals schon.

Vor einer Stunde hatte Archie aus seiner Küche gerufen. *Ob sie einen Kaffee wolle? Einen Tee? Etwas zu essen? Ob sie etwas brauche? Irgendwas? Was auch immer?* Anna hatte sich vorsichtig angezogen, so als wären in die Säume ihrer Kleidung Dornen eingenäht.

Von der Straße drang das Geschrei der Kinder herauf, die nach der Mittagspause auf dem Rückweg in die Schule waren, dazu die Stimmen amerikanischer Touristen, die auf dem Weg zum Zürcher Grossmünster über die Steigung des Hügels schimpften. Die Kathedrale ist ein massiges Gebäude, mittelalterlich grau, einzigartig mit den zwei symmetrischen Türmen, die bündig mit der Kirchenfassade abschließen, weit über die Dachwölbung hinaus in die Höhe ragen und an einen aufmerkenden Hasen erinnern.

Oder an einen Gehörnten.

»Wo liegt der Unterschied zwischen einem Wunsch und einem Bedürfnis?«

»Ein Wunsch kann in Erfüllung gehen oder auch nicht, er ist nicht essenziell. Ein Bedürfnis verlangt nach etwas, ohne das man nicht leben kann.« Und dann fügte Frau Doktor noch hinzu: »Wenn man ohne dieses Etwas nicht leben kann, wird man es auch nicht.«

*Was auch immer?* Wie Doktor Messerli sprach auch Archie mit einem prächtigen Akzent, geprägt nicht von den formwandlerischen Konsonanten des Hochalemannischen, sondern durch Wörter, die gleichermaßen verschleierten und offenbarten. Ein rollendes *r* hier, eine Ansammlung von Vokalen dort, ineinandergerammt wie der hitzig zusammengedrückte Blasebalg eines Schmieds. Anna fühlte sich zu Männern hingezogen, die mit Akzent sprachen. Es war der Singsang des Nicht-Muttersprachlers Bruno gewesen, dem sie erlaubt hatte, seinen Daumen, seine Zunge unter den Bund ihres Höschens zu schieben, gleich beim allerersten Date (das und der Williamsbirnenbrand, ein gelbstichiger Schnaps, mit dem sie sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hatten). In ihrer Jugend träumte Anna watteweiche, feuchte Träume von den Männern, die sie eines Tages lieben würde, Männer, die sie eines Tages lieben würden. Sie gab ihnen Vornamen und verschwommene, ausländische Gesichter: Michel, der französische Bildhauer mit den langen, lehmverschmierten Fingern; Dmitri, Messdiener in einer orthodoxen Kirche, dessen Haut nach Kampfer roch, nach Laudanum, nach Sandelholzharz und Myrrhe; Guillermo, der Geliebte mit den Matadoren Händen. Sie waren Phantommänner, Traumgespinste eines Teenagers. Aber Anna stellte eine ganze internationale Armee davon zusammen.

Am Ende heiratete sie den Schweizer.

*Wenn man ohne dieses Etwas nicht leben kann, wird man es auch nicht.*

Doktor Messerli hatte ihr vorgeschlagen, sich zum Sprachunterricht anzumelden, dabei besaß Anna durchaus Deutschkenntnisse. Sie kam zurecht. Ihr Deutsch war nur deswegen bemerkenswert, weil sie es kein bisschen pflegte und ihr jeder Versuch, es überhaupt zu sprechen, eine übermenschliche Anstrengung abverlangte. Und doch war sie mit ihren rudimentären Kenntnissen zurechtgekommen, neun Jahre lang. Anna hatte bei der Frau im Postamt Briefmarken gekauft, sich halbdetailliert mit Kinderärzten und Apothekern beratschlagt, Friseurinnen den gewünschten Haarschnitt beschrieben, auf dem Flohmarkt gefeilscht, gelegentlich mit den Nachbarn geplaudert und Nachsicht mit den zwei netten, wenn auch ziemlich hartnäckigen Zeugen Jehovas gezeigt, die jeden Monat mit einer neuen Ausgabe des *Wachturms* vor der Tür standen. Außerdem hatte Anna, wenn auch seltener, Ortsunkundigen den Weg gezeigt, Rezepte aus TV-Kochsendungen nachgekocht und sich Notizen gemacht, als der Schornsteinfeger die bröckeligen Mörtelfugen und die verstopften Abzüge bemängelte; sie hatte sich herausgeredet und sich eine Anzeige vom Leib gehalten, als sie der Aufforderung des Kontrolleurs nicht nachkommen und keinen gültigen Fahrausweis vorzeigen konnte.

Doch Annas Verständnis von Grammatik war schwach ausgeprägt und ihr Vokabular begrenzt, ihr Redefluss war gehemmt, und von idiomatischen Ausdrücken und korrekter Syntax hatte sie keine Ahnung. Jeden Monat ergaben sich dutzendfach Situationen, in denen sie eine Aufgabe an Bruno abgeben musste. Er erledigte sämtliche Behördengänge, er zahlte die Versicherungen, die Steuern, die Kreditraten für das Haus. Er füllte die Antragsformulare für Annas Aufenthaltsgenehmigung aus. Bruno war derjenige, der die Familienfinanzen regelte,

denn er war im mittleren Management bei der Credit Suisse tätig. Anna hatte nicht einmal ein eigenes Konto.

Doktor Messerli ermutigte Anna, in der Familie eine aktivere Rolle zu übernehmen.

»Ja, das sollte ich«, sagte Anna, »das sollte ich wirklich.« Sie wusste nicht einmal genau, was Bruno in der Bank eigentlich machte.

Kein Gesetz verbot Anna, sich zu den Müttern vor der Bücherei zu stellen, nichts hielt sie davon ab, sich an ihrem Gespräch zu beteiligen. Zwei der Frauen kannte sie vom Sehen und eine mit Namen, Claudia Zwygart. Charles besuchte dieselbe Klasse wie Claudias Tochter Marlies.

Anna stellte sich nicht dazu.

Als Erklärung bot Anna folgende Zusammenfassung ihres Selbst an: Ich bin schüchtern und kann nicht mit Fremden reden.

Doktor Messerli reagierte mitfühlend. »Es ist schwierig für Ausländer, sich mit Schweizern anzufreunden.« Das Problem liegt tiefer als mangelnde Deutschkenntnisse, die an sich schon problematisch genug sind. Die Schweiz ist ein Inselland mit verschlossenen Grenzen und selbstgewählter, seit zweihundert Jahren andauernder Neutralität. Die linke Hand streckt sie Flüchtlingen und Asylsuchenden entgegen, mit der rechten schnappt sie sich frisch gewaschenes Geld und Nazigold. (Unfair? Vielleicht. Aber wenn Anna sich einsam fühlte, konnte sie austeilen.) Und so wie die Landschaft, die sie besiedelt haben, sind auch die Schweizer: an den Rändern verschlossen. Sie tendieren ganz naturgemäß zur Isolation und halten Außenseiter bewusst auf Abstand, indem sie nicht eine, nicht zwei oder drei, sondern gleich vier Amtssprachen pflegen. Und der offizielle Name der Schweiz steht in einer fünften: *Confoederatio Helvetica*. Doch die meisten

Schweizer sprechen Deutsch, und auch in Zürich wird Deutsch gesprochen.

Auch wenn es, genau genommen, kein Deutsch ist.

Die Schweizer Schriftsprache entspricht dem Standarddeutschen. Aber die Schweizer sprechen Schwiizerdütsch, was alles andere als standardisiert ist. Es gibt keine festgelegte Orthografie. Es gibt keine Regeln für die Aussprache. Es gibt kein fest umrissenes Vokabular, denn das variiert von Kanton zu Kanton. Und die Laute selbst springen den Schweizern aus der Kehle wie entzündete Mandeln, die zu entkommen versuchen. Was nur leicht übertrieben ist. Für nichtschweizerische Ohren klingt es, als setze der Sprecher in schiefen Rhythmen verstörende Kunstwörter aus seltsam abgehackten Konsonanten und gähnenden, langgliedrigen Vokalen zusammen. Zum Scheitern verurteilt sind die Versuche aller Außenstehenden, diese Sprache zu erlernen, denn jedes Wort ist ein geheimer Code.

Anna sprach ein nacktes Minimum an Schwiizerdütsch.

Anna stellte sich nicht zu den anderen Müttern. Stattdessen klopfte sie mit der Spitze ihres braunen Holzclobs gegen den Bordstein. Sie spielte an ihren Haaren herum und beobachtete einen unsichtbaren Vogel, der am Himmel vorüberzog.

Es ist schwierig, einen Mann außerhalb seiner Muttersprache zu lieben. Und doch hatte Anna den Schweizer geheiratet.

Die Schulklingel läutete, Kinder drängten aus dem Gebäude auf den Hof. Zuerst entdeckte Anna Victor, der mit zwei Freunden raufte. Charles folgte dicht dahinter, gefangen in einer Traube aus schwatzenden Kindern. Als er Anna sah, rannte er zu ihr, umarmte sie und erzählte von seinem Schultag, noch bevor Anna ihn fragen konnte. Victor blieb bei seinen Freunden. Er trödelte. Victor war ganz er selbst – eigensinnig und leicht distanziert. Anna

nahm seine Zurückhaltung hin und beschränkte sich darauf, ihm mit der Hand durchs Haar zu fahren. Victor verzog das Gesicht.

Auf dem Nachhauseweg verspürte Anna die ersten Stiche eines schwachen Schuldgefühls (von echten Gewissensbissen konnte keine Rede sein). Sie waren willkürlich und wirkungslos. Diese Stufe der Gleichgültigkeit war ein neues Symptom, das ihr ein seltsames Gefühl der Selbstzufriedenheit verschaffte.

Die Familie Benz wohnte keine hundert Meter von der Primarschule Dorf entfernt. Man hätte ihr Haus vom Schulhof aus sehen können, hätte nicht das Kirchengemeindehaus, ein Fachwerkbau aus dem neunzehnten Jahrhundert, genau dazwischengestanden. Normalerweise holte Anna die Kinder nicht von der Schule ab. Aber es war keine Stunde her, dass Archie ihre Brüste berührt hatte; eine moderate Buße war angebracht.

Sie waren im Juni 1998 in die Schweiz gezogen. Die schwangere, erschöpfte Anna hatte nicht die nötigen Mittel gehabt, sich zu widersetzen. Sie telegrafierte ihre Zustimmung mit langen, stummen Seufzern und versteckte ihre vielen Ängste in einer der tausend Kammern ihres Herzens. Sie versuchte, das Gute daran zu sehen, das halbvolle Glas. Wer ließe sich schon die Gelegenheit entgehen, in Europa zu leben? Während ihrer Highschool-Zeit hatte Anna sich abends in ihr Zimmer verkrochen, um von den vielen *Anderswos* zu träumen, die ihre Männer ihr eines Tages zeigen würden. In ihren schlaffen, unterwürfigen Träumen überließ sie das Ruder stets den Männern. Bruno war seit Jahren bei der Credit Suisse. Und dann wurde er gefragt, ob er in Zürich arbeiten wolle. Anna war verheiratet, schwanger und mehr oder weniger verliebt. Das musste reichen. *Das wird reichen*, dachte sie.

Und so zogen sie nach Dietlikon. Nah genug bei Zürich, um durch zwei Bahnlinien angeschlossen zu sein. Nicht weit entfernt gab es ein großes Einkaufszentrum. Die

Straßen waren sicher, die Häuser gut in Schuss und das Stadtmotto vielversprechend. Es zierte Broschüren und den Internetauftritt der Stadt. Es fand sich auf dem Schild am Gemeindehaus und auf der ersten Seite des *Kuriers*, Dietlikons kleiner Wochenzeitung: *Menschlich, offen, modern*. Anna zog all ihren Optimismus aus diesen drei Wörtern.

Außerdem war Dietlikon Brunos Geburtsstadt. Seine Heimat. Der Ort, an den die verlorenen Söhne zurückkehrten. Anna war achtundzwanzig. Bruno war vierunddreißig und fand mühelos in sein natürliches Umfeld zurück. Kein Wunder – Ursula lebte nur einen kurzen Spaziergang entfernt, im selben Haus in der Klotenerstrasse, in dem sie Bruno und seine Schwester Daniela großgezogen hatte. Brunos Vater Oskar war vor über zehn Jahren gestorben.

Bruno hatte alle Argumente auf seiner Seite gehabt. Ihre Kinder würden vom Leben in Dietlikon profitieren (*Mehrere Kinder? Bist du dir sicher?* Eigentlich hatten sie nicht einmal das erste bewusst gezeugt) und eine unbeschwerte, gesunde Kindheit erleben, in Sicherheit und Geborgenheit. Nachdem sie sich an den Gedanken gewöhnt hatte (und Bruno geschworen hatte, dass sie sich über die Zeugung aller zukünftigen Kinder abstimmen würden), war Anna in der Lage, die Vorteile des Umzugs einzusehen. Wenn sie sich also, und in den ersten Monaten passierte es selten genug, tatsächlich einsam fühlte oder sich nach Menschen, Dingen oder Orten sehnte, von denen sie nie gedacht hätte, dass man sie vermissen konnte, tröstete sie sich, indem sie sich das Gesicht des Neugeborenen vorstellte. *Werde ich einen rotwangigen Heinz bekommen, der mich Mueti nennt? Eine kleine blonde Heidi mit geflochtenen Zöpfen?* Außerdem liebten Bruno und Anna sich, mehr oder weniger.

Der Ausdruck »mehr oder weniger« bereitete Doktor Messerli Kopfschmerzen.

Anna versuchte, sich zu erklären. »Ist es denn nicht immer so? Wenn zwei Menschen in einer Beziehung sind, wird der eine immer mehr lieben als der andere, oder?«

Victor war acht und Annas ältestes Kind. Charles war sechs. Sie waren tatsächlich die rotwangigen, Milch trinkenden Kinder, die Anna sich immer vorgestellt hatte. Sie waren aschblond und hatten braune Augen. Sie waren typische Jungs, rauften sich, Brüder durch und durch und ohne Frage die Söhne des Mannes, den Anna geheiratet hatte.

»Aber Sie haben noch ein Kind bekommen, oder? Es kann nicht alles nur schlecht gewesen sein.«

Natürlich nicht. Es war kein bisschen schlecht. Nicht immer. Nicht alles war nicht immer schlecht gewesen. Anna verdoppelte, verdreifachte die Verneinungen. Vor zehn Monaten hatte sie ein schwarzhaariges Mädchen mit olivfarbenem Teint zur Welt gebracht und es Polly Jean genannt.

Nun waren sie also die Familie Benz, und sie lebten in Dietlikon, im Bezirk Bülach, im Kanton Zürich. Die Familie Benz: Bruno, Victor, Charles, Polly, Anna. Ein zweckmässig eingerichtetes Haus, in dem es meist ruhig zuging, am hinteren Ende einer kleinen Sackgasse namens Rosenweg. Das Haus stand am Fuß eines sanft ansteigenden Hanges, der etwa einen halben Kilometer hinter dem Grundstück gipfelte und dann in den Wald von Dietlikon überging.

Anna lebte in einer Sackgasse hinter der letzten Straßenbiegung.

Aber das Haus war hübsch und der Garten größer als alle umliegenden. Südlich davon gab es Bauernhöfe, auf deren Äckern Mais, Sonnenblumen und Raps wuchsen. Neben dem Haus standen acht ausgewachsene

Apfelbäume, und im August trugen die Bäume große, schwere Früchte, die in einem dumpfen Rhythmus, *dum-ba-dum-dum*, so gleichmäßig fast wie Regen, zu Boden fielen. Es gab Himbeersträucher und ein Erdbeerbeet und rote und schwarze Johannisbeeren. Und obwohl der Gemüsegarten neben dem Haus praktisch brach lag, erfreute sich die Familie an den üppigen Rosenbüschen im Vorgarten, die am hüfthohen Jägerzaun standen und in allen Farben blühten. *Im Rosenweg ist alles rosig*, dachte Anna manchmal.

Victor und Charles stürmten ins Haus. In der Diele wurden sie von einer sauertöpfischen Ursula abgefangen, die sich einen Finger an die Lippen legte. *Eure Schwester schläft!*

Anna war dankbar, Ursula zu haben – wirklich. Auch wenn Ursula sie, ohne jemals offen unfreundlich zu sein, immer noch wie einen Fremdkörper behandelte, der lediglich Mittel zum Zweck war für das Glück ihres Sohnes (falls das Wort »Glück« überhaupt traf, was Bruno empfand, Anna war sich da nicht so sicher) und das Medium, das die über alles geliebten Enkelkinder zur Welt gebracht hatte. Ursula half den Kindern zuliebe aus, nicht Anna zuliebe. Dreißig Jahre lang hatte sie an einer weiterführenden Schule Englisch unterrichtet. Ihr Englisch war gestelzt, aber fließend, und anders als Bruno sprach sie es, wann immer Anna zugegen war. Ursula scheuchte ihre Enkel in die Küche, wo sie einen Imbiss vorbereitet hatte.

»Ich gehe duschen«, sagte Anna. Ursula zog eine Augenbraue hoch, die sich erst wieder absenkte, als sie Victor und Charles in die Küche folgte. Es ging sie nichts an. Anna nahm ein Handtuch aus dem Wäscheschrank und schloss sich im Badezimmer ein.

Sie musste unbedingt duschen. Sie roch nach Sex.

## 2

»Was ist es, ohne das du nicht leben kannst?«

Das fragte Anna Archie, als sie nebeneinander im Bett lagen und sich leichtsinnigerweise eine Zigarette teilten. Eigentlich war Anna Nichtraucherin. Sie hatten sich in die Überdecke eingewickelt. Es war Freitag.

»Whisky und Frauen«, sagte Archie. »In der Reihenfolge.«

Archie war ein Whiskymensch. Im buchstäblichen Sinn: Er lagerte ihn, lieferte ihn, verkaufte ihn in einem Laden, den er gemeinsam mit seinem Bruder Glenn führte.

Der Klang seines Lachens lud zu Spekulationen ein. Archie und Anna waren ein frisches Paar, unerfahren im Umgang miteinander, ganz neue Geliebte. Da sie füreinander fast jungfräulich waren, hatten sie immer einen Grund, einander zu berühren. Archie war zehn Jahre älter als Anna, doch sein rotbraunes, gelocktes Haar wurde noch längst nicht schütter, und sein Körper war straff. Anna konterte sein Lachen, indem sie selbst lachte: das traurige, leere Lachen einer Frau, die weiß, dass das Neue, egal wie schön, sich abnutzen wird. Das Neue ist ein Stoff, der in beunruhigend schnellem Tempo verschleißt. Anna würde es genießen, bevor es zu Lumpen zerfiel. Denn dass am Ende nur Lumpen übrig bleiben würden, stand jetzt schon fest.

»Warum«, fragte Doktor Messerli, »trennen Sie sich nicht, wenn Sie so unglücklich sind?«

Anna antwortete, ohne nachzudenken. »Meine Kinder sind Schweizer. Ihr Vater hat dasselbe Recht auf sie wie ich. Wir sind verheiratet. So unglücklich bin ich eigentlich gar nicht.« Sie fügte hinzu: »Er würde niemals in die Scheidung einwilligen.«

»Sie haben ihn darum gebeten.« Das war keine Frage. Anna hatte Bruno nicht um die Scheidung gebeten. Nicht direkt. Sie hatte jedoch, in Momenten von absoluter Niedergeschlagenheit, Andeutungen gemacht. *Was würdest du tun, wenn ich nicht mehr da wäre?*, hatte sie gefragt. *Was, wenn ich gehen und nie wiederkommen würde?* Sie hatte im beiläufigen Tonfall unbeschwerter Neugier gefragt.

Bruno hatte gegrinst. *Du würdest niemals gehen. Du brauchst mich.*

Das konnte Anna nicht abstreiten. Sie brauchte ihn, unbedingt. Er hatte Recht. Und ehrlich gesagt hatte Anna gar nicht vor zu verschwinden. *Wie sollten wir die Kinder aufteilen?*, fragte sie sich, als wären die Kinder eine hölzerne Brücke und die Scheidung eine Axt.

»Anna«, sagte Doktor Messerli, »gibt es einen anderen? Hat es je einen anderen gegeben?«

Die Mittagszeit dehnte sich bis in den frühen Nachmittag aus. Archie und Anna teilten sich einen Käseteller, ein paar Reineclauden und eine Flasche Mineralwasser. Dann stellten sie das Tablett beiseite, um weiterzuficken. Archie spritzte ihr in den Mund. Es schmeckte nach Kleister, mehlig und sämig. *Was ich hier tue, ist gut*, sagte Anna sich in Gedanken, auch wenn »gut« wohl kaum der passende Ausdruck war. Was Anna wusste. Was sie gemeint hatte, war *praktisch*. Sie meinte *bequem*. Sie meinte *falsch in fast jeder Hinsicht, aber gerechtfertigt, weil ich mich danach besser fühle. Wo es mir doch schon so lange so unglaublich schlecht geht*. Genau genommen handelte es sich um eine bunte Mischung aus vielen Bedeutungen, gebündelt zu einem unaussprechlichen Etwas, aus dem Anna eine unberechtigte, aber unbestreitbare Hoffnung zog.

Doch alles hat ein Ende.

An jenem Abend, sie hatte gerade die Kinder ins Bett gebracht und die Teller vom Abendessen gespült und die

Spüle auf Hochglanz geschrubbt, so, wie Bruno es verlangte («Ist er wirklich so ein Scheusal?«, fragte Doktor Messerli, woraufhin Anna mit einem *Nein* antwortete, das sich als *manchmal* deuten ließ), breitete Anna ihre Unterlagen auf dem Esstisch aus und machte sich an ihre Deutschhausaufgaben. Sie hatte Stoff nachzuholen. Bruno hatte sich im Büro eingeschlossen. Sie verbrachten viel Zeit ohne einander, denn Bruno zog sich fast jeden Abend in sein Büro zurück. Wenn sie allein war, las Anna oder sah fern oder zog eine Jacke über und unternahm einen Abendspaziergang auf den Hügel hinter dem Haus.

Wenn Anna allein zu Hause war, schien sich eine unerträgliche, lähmende Stille auszubreiten. *Ist es schon immer so gewesen?* Das zu behaupten, wäre gelogen. Sie hatten auch gute Zeiten gehabt, Bruno und sie. Das zu leugnen, wäre ungerecht. Und selbst, wenn Bruno ihre »Anflüge von Melancholie« und ihre »Stimmungsschwankungen« kaum ertrug, hätte er, unter Zwang, zugegeben, eine Liebe und Zuneigung zu Anna zu hegen, die zwar oft von Enttäuschung getrübt wurde, aber doch einen festen Ehrenplatz in seinem Herzen hatte.

Erst am Montag zuvor hatte Anna sich ein Herz gefasst und sich selbst in die Schule geschickt, zum ersten Mal seit dem College. Der Kurs in der Klubschule Migros hieß »Deutsch für fortgeschrittene Anfänger«. Er war für Leute mit leichten bis mäßigen Vorkenntnissen gedacht, denen ein umfassenderes Grammatik- und Syntaxwissen fehlte.

Migros ist der Name einer großen schweizerischen Supermarktkette und der größte Arbeitgeber in der Schweiz. Migros hat mehr Angestellte als jede Schweizer Bank, weltweit. Und Migros steht für mehr als Supermärkte. Es gibt Migros-Buchläden, Migros-Tankstellen, Migros-Elektronikmärkte, Sportgeschäfte, Möbelhäuser, Herrenausstatter, Golfplätze und Wechselstuben. Zudem betreibt Migros eine Kette von

Erwachsenenbildungszentren. Keine Schweizer Stadt mit relevanter Einwohnerzahl, in der sich nicht mindestens eine Klubschule Migros finden ließe. Dort werden nicht nur Sprachkurse angeboten. In der Migros Klubschule kann man fast alles lernen: *Kochen, Nähen, Stricken, Zeichnen, Singen*. Man kann Instrumentenunterricht nehmen oder einen Kurs im Tarotkartenlesen belegen. Sogar Traumdeutung ist im Angebot.

Zu Beginn der Analyse wurde Anna von Doktor Messerli aufgefordert, sich an ihre Träume zu erinnern. »Schreiben Sie sie auf«, sagte die Analytikerin. »Ich möchte, dass Sie sie aufschreiben und mitbringen, damit wir sie in der Sitzung besprechen können.«

Anna protestierte. »Ich träume nie.«

Doktor Messerli ließ sich nicht beirren. »Unsinn. Jeder Mensch träumt. Auch Sie.«

Zur nächsten Sitzung brachte Anna einen Traum mit: *Ich bin krank. Ich bitte Bruno um Hilfe, aber er weigert sich. Im Nebenzimmer wird ein Film gedreht. Ich spiele nicht mit. Ein Dutzend Teenager bringt sich vor laufender Kamera um. Ich weiß nicht, was ich tun soll, deswegen tue ich nichts.*

Doktor Messerli hatte sofort eine Interpretation parat. »Alles deutet auf Stillstand hin. Der Film wird gedreht, aber Sie spielen keine Rolle. Aus diesem Grund können die Mädchen nicht überleben. Diese Mädchen stehen für Sie. Sie sind diese Mädchen. Sie überleben nicht. Sie sind an Untätigkeit erkrankt, Sie sind eine passive Zuschauerin, die im abgedunkelten Kinosaal sitzt.«

Annas Passivität. Das Drehkreuz für alle anderen Charaktereigenschaften. Letztendlich lief bei Anna alles auf ein Nicken, ein Einlenken hinaus, *ja, Schatz*. Anna war sich dessen bewusst. Es war ein Charakterzug, den zu hinterfragen oder zu überdenken sie sich nie die Mühe gemacht hatte, wodurch er, wie durch eine scharfe Linse

der Nüchternheit, erst recht bewiesen schien. Anna war eine Schwingtür, ein erschlaffter Körper, der sich von anderen Körpern tragen ließ. Ein ruderloses Ruderboot auf hoher See. *Bin ich so schutzlos?* Ja, manchmal sah es ganz danach aus. *Mir fehlt die Gabe der Willenskraft. Mein Rückgrat wird von einem Korsett gestützt. So bin ich eben.* So war sie eben. Selbst der Blick aus dem Küchenfenster schien das zu bestätigen. Trianguliert durch den Straßenverlauf, den Apfelbaum und den Weg, der zum Hügel hinaufführte, ergab sich eine unsichtbare Leuchttafel über einer Geheimtür, die in den dunklen Kinosaal der Träume führte. Anna brauchte die Tür nicht zu sehen, um zu wissen, dass sie existierte. Die Titel änderten sich, aber die Filme gehörten stets demselben Genre an. In einer Woche war es *Mach den Mund auf, setz dich durch!*, in der nächsten *Du bist nicht das Opfer, du bist die Komplizin*. Und *Sich nicht zu entscheiden, ist auch eine Entscheidung* stand seit Jahren auf dem Programm.

Da waren die Kinder. Anna hatte sich nicht danach gesehnt, Mutter zu werden. Sie hatte sich nie danach verzehrt wie andere Frauen. Es machte ihr Angst. *Ich soll die Verantwortung für einen anderen Menschen übernehmen? Für einen winzigen, hilflosen Menschen?* Anna wurde trotzdem schwanger. Und dann wieder, und dann noch einmal. Offenbar passierte es einfach so. Nie sagte sie *Komm, wir tun es*, genauso wenig sagte sie *Nein, wir lassen es*. Anna sagte überhaupt nichts. (Bruno in diesem Fall übrigens auch nicht. Eine Diskussion über die weitere Familienplanung? *Hat nie stattgefunden.*)

Doch dann war es gar nicht so schlimm, wie sie befürchtet hatte. Meistens und größtenteils war Anna froh, jemandes Mutter zu sein. Anna liebte ihre Kinder. Sie liebte alle ihre Kinder. Diese schönen Schweizer Kinder, die eine resolutere Anna niemals kennengelernt hätte. Annas Passivität hatte also auch ihre Vorteile. Sie war nützlich. Sie sorgte in dem Haus im Rosenweg für relativen Frieden.

Bruno in ihrem Namen entscheiden zu lassen, hieß, keinerlei Verantwortung mehr zu tragen. Sie brauchte nicht mehr nachzudenken. Sie machte einfach mit. Der Bus ihres Lebens wurde von einem anderen gelenkt. Und Bruno saß gern am Steuer. Befehl für Befehl. Regel für Regel. Anna ging, wohin der Wind sie trieb. Es war ihre natürliche Veranlagung. Und es wurde, wie Tennis zu spielen oder Foxtrott zu tanzen oder eine fremde Sprache zu erlernen, leichter durch Übung. Falls Anna jemals den Verdacht hatte, dass sich hinter dem Symptom mehr verbergen könnte, behielt sie das Geheimnis sehr gut für sich.

»Wo liegt der Unterschied zwischen Passivität und Neutralität?«

»Passivität ist Rücksichtnahme. Passiv zu sein bedeutet zu verzichten. Neutralität ist Unparteilichkeit. Die Schweiz ist neutral, nicht passiv. Wir entscheiden uns für keine Seite. Wir sind wie eine perfekt ausbalancierte Waage.« In Doktor Messerlis Stimme schwang so etwas wie Stolz mit.

»Sich nicht zu entscheiden. Ist das nicht auch eine Entscheidung?«

Doktor Messerli öffnete den Mund, um etwas zu sagen, überlegte es sich dann aber anders.

Anna hatte sich fast eine halbe Stunde am Esstisch mit den Hausaufgaben abgemüht, als Bruno aus seinem Büro herauskam wie ein Murmeltier aus dem Bau. Er trat an den Tisch, gähnte und rieb sich die Augen. Anna erkannte ihre Söhne in der Geste wieder. »Wie läuft es im Kurs?«, fragte er. Anna konnte sich nicht erinnern, wann Bruno zum letzten Mal Interesse gezeigt hatte. Auf einmal stieg die Zuneigung in ihr hoch, und sie schlang ihre Arme um seine Taille und versuchte, ihn an sich zu ziehen. Aber Bruno, unerreichbar oder stur, erwiderte die Umarmung nicht. Er beugte sich vor und blätterte in den Unterlagen. Anna ließ die Arme sinken.

Bruno nahm ein Arbeitsblatt in die Hand, wie um sich von Annas Sorgfalt zu überzeugen. »Du hast hier was falsch gemacht«, sagte er in bemüht hilfsbereitem Ton. »Das Verb gehört ans Ende«, sagte er. Er hatte Recht. Im Futur und im Perfekt kommt die Handlung erst am Schluss. Nur in der Gegenwart schmiegt das Verb sich an das handelnde Subjekt. Gedankenverloren gab Bruno ihr den Zettel zurück. »Ich gehe ins Bett.« Er beugte sich nicht hinunter, um sie zu küssen. Er verschwand im Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich.

Anna hatte keine Lust auf Hausaufgaben mehr.

Sie warf einen Blick auf die Wanduhr. Schon nach elf, doch sie war nicht müde.

»Ein Traum ist eine Äußerung der Psyche«, erklärte Doktor Messerli. »Je erschreckender ein Traum ist, desto dringender die Notwendigkeit, sich diesen Anteil näher anzusehen. Es geht nicht darum, Sie zu zerstören. Der Traum erfüllt nur seine Pflicht, wenn auch auf unangenehme Art.« Und dann fügte sie hinzu: »Je weniger Aufmerksamkeit Sie einem Anteil widmen, desto drastischer werden Ihre Träume sein.«

»Und wenn ich sie ignoriere?«

Doktor Messerlis Gesicht wurde todernst. »Die Psyche meldet sich zu Wort. Sie will gehört werden. Und sie verfügt noch über andere, furchtbarere Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.«

Anna fragte nicht, um welche Mittel es sich handelte.

So spät am Abend lagen die meisten Häuser im Rosenweg ganz im Dunkeln, alle Bewohner schliefen. Anna hatte Jahre gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, dass die Schweiz, eine Maschine, nachts abgeschaltet wurde. Die Geschäfte machten zu. Die Leute schliefen, wann es sich gehörte. Wenn man in den USA keinen Schlaf fand oder finden wollte, blieben einem immer noch der durchgängig